

Hallesche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 16. Februar 1895.

Verleger: Hermann Berlin, Berlin, G. Reichenstraße 8.

Telegramme.

Berlin, 16. Februar. Der „Abendpost“ zufolge sind die ...

Berlin, 16. Februar. Heute Abend hat sich hier die konstituierende ...

Berlin, 16. Februar. Am 19. Februar tagt in Berlin der ...

Berlin, 16. Februar. Der italienische Gymnast ...

Hamburg, 16. Februar. Bei den heutigen Wahlen zur halb- ...

Wien, 16. Februar. In einer Sitzung der „Vol. Corr.“ aus ...

Paris, 16. Februar. Ein Aufprallgefahr Komitat sind 11 Kinder ...

London, 16. Februar. Das Haus S. R. Rothschild wird ...

Belgrad, 16. Februar. Nach einer Meldung aus Salonichi ...

Washington, 16. Februar. Die Freunde Cleveland ver- ...

San Francisco, 16. Februar. Nach Meldungen aus Honolulu ...

Deutsches Reich.

Der Kaiser empfängt voraussichtlich heute das Präsidium ...

Abgeordneter Reichler v. Stamm veröffentlicht in der ...

Schiffen und pseudo-christlichen Sozialismus ruhig ge- ...

Gegenüber der Meinung des „Vorwärts“ nach welcher die ...

Preussischer Landtag.

Da die Männer des neuen Kurtes eine Erklärung über ...

Abgeordnetentag.

Die zweite Geschäftsberatung wird mit dem Etat des Ministe- ...

thum in den Ostmarken. Die weitere Frage: liegt es im Interesse ...



[Nachdruck verboten.]

Der Amerikaner.

[2] Original-Roman von Jenny Hirsch.

„O, ich bin diesem Umstände gar nicht dankbar“, versetzte der Amerikaner, „ich hätte meine Reisegefährten gern noch länger behalten. Würden Sie wirklich etwas dagegen haben, gnädiges Fräulein, wenn ich bis Berlin im Koupee geblieben wäre?“

„Nicht das Geringste, denn meine Fahrt erreicht in Friedrichsruh ihr Ende,“ antwortete sie, ohne ihren Worten einen besonderen Nachdruck zu geben und dennoch fühlte er sehr gut die Zurechtweisung, welche für ihn darin lag.

„Verzeihung, mein Fräulein, ich bin ein formloser Gesell, dem man in Deutschland erst noch den Schluß geben muß,“ bat er und suchte ihre in einem gut sitzenden dänischen Handschuh steckende Hand zu erfassen. Sie wußte das geschickt zu verhindern, aber sein Ton war so ehrlich, sein Blick so gerade, daß sie sich nicht beleidigt abzuwenden vermochte, sondern weiter mit ihm plauderte, obwohl ihre Reisegefährtin ihre tiefe sittliche Entrüstung durch Kopfschütteln und Räuspfern zu erkennen gab und ein lautes Gespräch mit Lotting begann, um des Kindes Ohren vor dieser Unterhaltung zu bewahren. Sie war harmlos genug und beide Theilnehmer hätten später kaum anzugeben gewußt, um welche Gegenstände sie sich hauptsächlich gedreht hatte; dennoch war sie ihnen sehr anziehend erschienen und beide bemerkten mit süßem Bedauern, daß der Zug langsamer zu fahren begann.

„Friedrichsruh, fünf Minuten Aufenthalt!“ hieß es, die Wagenthüren wurden geöffnet und der Schaffner ertheilte dem Amerikaner noch die Weisung: „Im dritt nächsten Wagen ist Platz. Beilen Sie sich.“

Der Amerikaner beeilte sich trotzdem nicht, sondern war erst seiner jungen Reisegefährtin behilflich, eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Packete, die sie, wie er jetzt erst bemerkte, um und neben sich in Koupee untergebracht gehabt, auf den Fahrsteig zu befördern. Trotz ihres Sträubens und ihrer Warnung, er wolle sich zu lange aufhalten und den Zug davon fahren lassen, stellte er seine Thätigkeit nicht ein, bis das letzte Stück in ihren Händen war. Dann freilich mußte er mit einem hastigen Gruß zu dem ihm angewiesenen Wagen eilen, denn die fünf Minuten Aufenthalt waren bis auf wenige Sekunden verstrichen. Aus dem Wagenfenster sah er, wie ein Kurier des Fürsten Bismarck, der ein Portefeuille gebracht, sich mit einem andern, das er dagegen in Empfang genommen, in der Richtung nach dem Schlosse entfernte.

Dieser Vorgang würde sonst wahrscheinlich sein Interesse erregt haben; heute achtete er wenig darauf, denn seine Aufmerksamkeit war anderweitig in Anspruch genommen. Er verfolgte mit den Augen seine Reisegefährtin, die von einem draußen Dienstmädchen, mit dem charakteristischen weißen Häubchen der Hamburger Dienerinnen auf dem Kopfe, erwartet worden war und nun dieses, wie sich selbst, mit den mitgebrachten Packeten belud.

„Wer sie sein mag?“ dachte er, während er ihr nachschaute, bis eine Baumgruppe sie seinen Blicken entzog.

Aus ihrem Gespräch hatte er nur entnehmen können, daß sie in Friedrichsruh bei einer ältern kränklichen Dame lebe und heute mit dem Frühzuge nach Hamburg gefahren sei, um dort Einkäufe zu machen; aber keine Andeutung über das Verhältniß, in welchem sie zu jener stehe, war ihr ent schlüpft. Mehrmals hatte er sich versucht gefühlt, ihr seine Karte zu überreichen, es jedoch immer wieder unterlassen. Die spähenden Augen der Mecklenburgerin hatten ihn daran verhindert und noch mehr die Befürchtung, das junge Mädchen könne darin eine unzarte Aufforderung sehen, ihm nun auch ihren Namen zu nennen.

Jetzt bereute er es fast, so sehr zurückhaltend gewesen zu sein.

„Raum trafen wir uns auf derselben Station, Verzeihter Prinz Alexander, Da bläst ichon wieder der Postillon Und bläst uns auseinander!“

deklamirte er den Heine'schen Vers leise vor sich hin, War er vorher mittheilsam gestimmt gewesen, so fühlte er jetzt gar keine Lust, mit seinen neuen Reisegefährten ein Gespräch anzuknüpfen. Er drückte sich in seine Ecke, schloß die Augen und überließ sich seinen Gedanken.

„Wäre die Dame, bei der sie lebt, ihre Mutter, so würde sie das gesagt haben“, überlegte er und vergegenwärtigte sich noch einmal ihre ganze Erscheinung. Ihr Wesen war vollständig das, was man in seiner Heimath mit ladylike bezeichnete. Damit stand aber für ihn in Widerspruch der sehr einfache Anzug, die ohne Begleitung unternommene Fahrt nach Hamburg zur Versorgung zahlloser Einkäufe und am allermeisten der Umstand, daß sie am Bahnhof keinen Wagen genommen und sich selbst mit einem nicht unbeträchtlichen Theil der mitgebrachten Sachen abgeschleppt hatte.

„Sie befindet sich in einer abhängigen Stellung,“ folgerte er, „ist Gesellschafterin, Hausdame oder etwas ähnliches bei einer alten, fränklichen, launenhaften, anspruchsvollen Frau, die das arme Kind, das wahrscheinlich in besseren Verhältnissen aufgewachsen und durch widrige Schicksale in diese Lage gebracht ist, quält und ausnützt.“

Er spann sich einen kleinen Roman zusammen. „Wittenberge!“ riefen die Schaffner. Er fuhr jäh in die Höhe und rief sich, als ob er wirklich geschlafen hätte, die Augen.

„Wahrhaftig, Du träumst am hellen Tage!“ rief er, wie um sich vollends zu ermannern ganz laut. Er konnte sich das erlauben, denn die übrigen Insassen des Wagens benutzten den kurzen Aufenthalt, um sich im Restaurationslokal zu stärken, und er befand sich allein.

„Träumen,“ wiederholte er. „Wie kommst Du dazu, Rowland Porter, Sohn von Henry Porter und Junior der Firma von Porter, Mowbray und Comp. in New-York und Chicago?“ Er sprach die letzteren Worte englisch und mit einer Betonung, als liege in ihnen ein sicherer Schutz gegen alle derartigen ungesunde Anwandlungen.

„Ist es die Luft, die mich umgiebt, oder ist es das deutsche Blut in meinen Adern oder sind es — er dämpfte die Stimme als schämte er sich vor sich selbst des halben Eingeständnisses — ein Paar braune Mädchenaugen, in die ich ein wenig zu tief geschaut habe?“

„Ah bah!“ Er schnippte mit dem Finger, „sie machte ja nur Eindruck auf mich, weil sie einen solchen Gegensatz zu den hellblauen wimperlosen Augen des Mecklenburger Badfisches bildete. Ohne diese Folsie wären sie mir wahrscheinlich ebensovienig schön erschienen wie das übrige Gesicht. Berlin wird mir hoffentlich auch im Punkte der weiblichen Schönheit noch eine ganz andere Augenweide gewähren,“ beendete er sein Selbstgespräch mit einer leichtfertigen Wendung, die gar nicht recht zu dem verständigen, ja sogar ein wenig nüchternen Ausdruck seines lässlichen Gesichtes mit dem festen, energischen Kinn, der steilen wohlgeformten, aber großen Nase, dem ebenfalls großen ausdrucksvollen Mund und den schiefergrauen, klaren und verständigen Augen passen wollte.

Rowland Porter, Junior der Firma Porter, Mowbray und Comp. sollte übrigens während der ersten längeren Eisenbahnfahrt, die er auf deutschem Boden unternommen hatte, an sich die Erfahrung machen, daß man einem Gedankengang nicht so leicht mit dem befehlenden Rufe „Schluß“ ein Ende bereiten kann wie einem Gespräch am Telephon.

Die beiden Herren, mit welchen er das Coupee theilte, waren zurückgekehrt; alle drei hatten Cigarren anaesündet und erfüllten den engen Raum mit dichtem blauen Dampf; die Fahrt hatte von neuem begonnen

und da sie durch eine Gegend ging, welche dem Auge wenig Abwechslung bot, so bemühte Rowland sich, zur Ablenkung seiner Gedanken auf das zwischen seinen Reisegefährten schnell wieder in Gang gekommene Gespräch zu lauschen. Es war ihm unmöglich, den Angelegenheiten, welche zwischen den beiden Herren verhandelt wurden, auch nur das flüchtigste Interesse abzugewinnen, und schnell genug ertappte er sich darauf, daß er die Unterhaltung mit dem braunäugigen Mädchen doch wieder fortsetze.

Jetzt erwachte sein Trost. „Ich will nicht,“ murmelte er und wandte seine Gedanken Dingen zu, die bisher Herz und Sinn am stärksten erfüllt hatten. Das elegante, vornehme Landhaus in Brooklyn tauchte vor ihm auf, wo seine noch immer schöne, stattliche Mutter so trefflich zu repräsentiren verstand, der frohe Kreis, der sich darin zusammenfand. Die ältesten, bereits verheirateten Schwwestern mit ihren Gatten und Kindern, die zarte Ellen, das Baby der Familie, der ältere Bruder und vor Allem die etwas gebeugte Gestalt des kränklichen Vaters, den er über Alles liebte, von dem er sich so schwer getrennt hatte, und der mit seinen Schilderungen der unversehrten deutschen Heimath ihm doch die unbeswingliche Sehnsucht danach ins Herz gepflanzt hat. Er vergegenwärtigte sich die letzte Unterredung mit dem Vater, dessen Lehren und Weisungen; er stand im Comptoir zu New-York und reichte abschiednehmend dem alten Buchhalter und dem Kassirer die Hand; von seinem Bruder geleitet, begab er sich auf das Schiff, das die Anker lichtete, langsam verschwand den Klüften, und er ward inne — daß er alle die lieben Gestalten von daheim seiner jungen Reisegefährtin geschildert, daß er alle die Vorgänge, welche er sich in's Gedächtniß zurückzurufen, nur ihr erzählt, ja daß er ihr sogar ein Geheimniß ausgeplaudert hatte, das er wohlverzahrt im tiefsten Schreine seines Herzens von jenseits des Oceans mitgebracht und mit dem Flug und gut zu verfahren er dem Vater, der es ihm anvertraut, gelobt hatte.

Erst das auf dem Bahnhof in Berlin herrschende lebhaftere Treiben und die Eindrücke, welche er auf der Fahrt vom Lehrter Bahnhof nach dem Hotel Metropole, wenn auch nur flüchtig, von der Reichshauptstadt empfing, gaben seinen Gedanken eine andere Richtung.

Als er jedoch in den ihm angewiesenen Zimmern seine Koffer auspackte und seine Einrichtung für einen längeren Aufenthalt traf, da war es ihm wieder, als vollbringe er das alles unter ihren Augen und als sähe er ihr schalkhaftes Lächeln, wenn er sich dabei ungeschickt benahm und die Dinge nicht in die dafür geeigneten Verhältnisse legte.

„Es wird nichts helfen, ich werde auch noch von ihr träumen!“ aufzte er in drolliger Ergebung.

Etwas vom Tanzen.

Wir leben in der Zeit des Fasching, und Cupido hat sein Schlachtfeld wieder im Ballsaal aufgeschlagen. Nirgendwo kann der kleine Liebesgott seine Werbetrommel lauter rühren als beim Tanze; keine Gelegenheit ist mit Liebe und Liebeswerben mehr verknüpft als der Tanz und die ihn begleitende Grazie. Wollte man glauben, daß dieser mit einer gewissen Romantik verbundene Zustand zu allen Zeiten geherrscht hat, so wäre man in einem großen Irrthum befangen. Die Bedeutung des Tanzes als Mittel zur Erleichterung und Beförderung des Werbens und der vorehelichen Bekanntschaft ist erst im Mittelalter gewürdigt worden. Ein ungemöhnlich freisinniger Theologe des 16. Jahrhunderts äußert sich darüber in folgenden Worten: „Der Tanz ist in der achtungswerthen Absicht in's Leben gerufen und gestattet worden, daß das junge Volk sich in der Gegenwart vieler Personen gut zu benehmen lerne, und daß junge Männer und junge Mädchen eine Gelegenheit hätten, ehrbare Reizungen für einander einzugehen. Denn beim Tanzen ist es leicht, die Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten der jungen Leute zu beobachten und sich zu merken.“ Die Zeiten haben sich geändert; die Mode- und Gesellschaftszeitungen heutigen Tages werden nicht müde, die Thatsache zu beklagen, daß die jungen Männer — namentlich die „begehrtesten“ und „geachteten“ — alles Interesse am Tanzen verloren zu haben scheinen. Fragen wir, wen der Tadel trifft, so lautet die Antwort entschieden: „Die Männer laum.“ Es ist „die Mode“, welche dafür verantwortlich zu machen ist, und die Mütter, welche die Heirathsaussichten ihrer Töchter, ebenso wie ihre Gesundheit, Schönheit und Individualität

II.

„Soll ich wirklich Kaffee trinken, Adelheid? Es ist doch gar zu heiß heute!“ sagte der Bankier Christian Nagel, sich aus seiner bequemen Lage im Schaukelstuhl aufrichtend, und blickte zweifelnd zu einem schlanken, schönen jungen Mädchen auf, welche ihm auf einem silbernen Tablett eine Tasse des soeben von ihr bereiteten duftenden Getränkes bot.

„O Papa, ich habe mir so viel Mühe gegeben, den Kaffee nach Deinem Geschmack zu machen, und nun willst Du nicht davon trinken!“ entgegnete die Tochter mit leisem Vorwurf.

Was es der Ton ihrer Stimme, war es der Blick ihres blauen Auges oder war das verlockende Aroma, was der Tasse entströmte, Herr Nagel vermochte nicht zu widerstehen. Er nahm die Cigarre, welche er rauchte, zwischen zwei Finger der linken Hand, ergriff mit der rechten die Tasse und führte sie an den Mund; setzte sie aber sogleich wieder auf ein in seinem Bereiche befindliches Tischchen. „Ich will den Kaffee erst ein wenig abkühlen lassen,“ seufzte er etwas korpulente Herr und trocknete sich mit dem Battiststaschentuch den Schweiß von der hohen, kahlen Stirn.

„Du scheinst ja außerordentlich unter der Hitze zu leiden, mein lieber Christian,“ ließ sich eine tiefe, wohlklingende Frauenstimme vernehmen, aber es lag in dem Ton, in welchem die Worte gesprochen wurden, weit eher ein leichter Spott mit einer Mischung von Schadenfreude als Mitleid. Auch das Gesicht der Dame, die, in einer Zeitschrift blätternd, sich in halb liegender Stellung auf einer Chaiselongue befand, ließ über den Sinn der Worte nicht im Zweifel, — ein triumphirendes Lächeln lag um die Augen und zuckte in den Mundwinkeln.

Die Familie, zu welcher noch ein junger Mann gehörte, der mit einem Buche in der Hand an einem der weitgeöffneten, nach dem Garten gehenden Fenster eines kleinen neben dem Speisezimmer gelegenen Salons saß, hatte soeben ihr Mittagsmahl eingenommen. Da dies nach der im Hause des Bankiers feststehenden Sitte zu einer ziemlich späten Stunde geschah, so herrschte bereits eine leichte Dämmerung im Zimmer, trotzdem war die Luft schwer und drückend. Der September hatte noch eine für diese Jahreszeit ungewöhnlich große Wärme gebracht, kein Luftzug bewegte die im Garten befindlichen alten Bäume und diese sandten wohl einen leise an den Herbst mahnenden Duft, aber keine Kühlung in das Gemach.

„Welch eine Frage, liebe Marie! Das Wetter ist ja ganz abnorm, ich denke, wir leiden alle darunter!“ antwortete der Bankier, sich geschickt den Anschein gebend, als habe er den eigentlichen Sinn der Frage nicht verstanden; so wohlfeilen Kaufes sollte er indeß nicht davon kommen, denn Frau Nagel fuhr mit einem leichten Seufzer fort: „Am Strande muß es jetzt herrlich frisch sein. Wenn wir in Ostende oder Scheveningen wären!“

(Fortsetzung folgt.)

diesem gräßlichen Festlich opfern. Die Schuld, daß die Männer das Interesse an dieser Kunst so augenscheinlich verlieren, trägt die von der „Mode“ vorgeschriebene späte Zeit, zu welcher Tänze und Bälle beginnen. Die Männer aller Gesellschaftsklassen haben taagsüber ihr regelmäßiges Werk zu verrichten. Von diesen Leuten nach der Art der Arbeit des Tages zu verlangen, auf ein Tanzvergnügen zu gehen, das um Mitternacht anfängt und um fünf oder sechs Uhr früh Morgens aufhört, heißt soviel, wie das Begehren eines Selbstmordes fordern. Verständige Männer glauben aber weder an die Nothwendigkeit noch an den Reiz eines solchen langsamen Selbstmordes und vermeiden deshalb diese späten Tanzpartien.

Versuchen es die gesellschaftlichen Tonangeberinnen einmal, ihre Modeansichten aufzugeben und zu Bällen einzuladen, die Abends um 7 oder 8 Uhr beginnen und um Mitternacht zu Ende sind. — sie werden die Erfahrung machen, daß die „wünschenswerthen“ jungen Männer diesen vernünftigen Veranstaltungen, denen sie jetzt anständig aus dem Wege gehen, mit heiligem Eifer zuweilen werden. Die nächste Folge davon ist, daß eine wahrhaft überraschende Abnahme der Zahl der alten Junggesellen zu verzeichnen ist, wie gleichfalls eine solche der Zahl der „Mauerblümchen“. Sollten sich Väter, welche heirathsähige Töchter besitzen, nicht moralisch verpflichtet halten, diese Reform muthig zu unterstützen? „Mütterliche Liebe schließt nicht nur (wie sich ein genauer Kenner der Verhältnisse äußert), Pflege, Erziehung und Sorge während der ersten zwanzig Jahre des Lebens der Tochter in sich, sondern auch vorausblickende Fürsorge für den den doppelt so spannenden Nest desselben, welche sich zunächst nach zu bethätigen hat, daß das junge Mädchen einen Gatten

nach ihren eigenen Regeln wüßten. — Ueber Dinen von heute kennen zur Genüge die Tänze, welche Liebe athmen, und deren charakteristische Eigenthümlichkeiten: die Mazurka und Polonaise der Polen, den Fandango der Spanier; den Wiener Walzer, den Liebestanz par excellence u. s. w., und mit Recht lächeln sie über die feierlichen Gavotten, Menuette, Sarabanden und Allemanden, die nicht von feurigen, jungen Leuten mit Passion und Inbrunst getanzet werden, sondern von ehrwürdigen Bärchen, deren Perrücken, Kragen, Jabots, Rüschen und aufgeplusterte Staatskleider die Ausführung schneller und rhythmischer Tanzfiguren selbst dann nicht gestattet haben würden, wenn das warme Blut der Jugend in ihren Adern pulstret hätte. All dieser erkünstelte und schneckenhafte Pomp ist ihnen zum Glück fremd; aber vielleicht interessiert es sie, einige Tänze echt deutschen Charakters kennen zu lernen im Lichte und in der Färbung der nationalen Eigenthümlichkeiten unserer Vorfahren.

Vergessen wir uns in eine Gesellschaft des 15. Jahrhunderts. Die Freunde des Mahles sind zu Ende, die Tanzmusik erklingt, und zwölf Paare treten in den Raum, um den „Zwölffmonatstanz“ zu beginnen, mit dem meistens jedes Tanzvergnügen eröffnet wurde. Bei dem Anfange stampften alle Tänzer gemeinschaftlich mit dem rechten Fuße stark auf, wozu die Schellen klirrend erklangen; dann klatschten alle in die Hände und gingen darnach, erst mit in den Kreis gekehrtem Gesicht, nachher mit abgewandtem, mehrere Male ringsum, d. h. sie machten Ronde vor- und rückwärts, wobei alle fröhlich jauchzten. Nun gruppirten sich vier Parteien, jede zu drei Paaren, die verimuthlich die vier Jahreszeiten darstellten sollten, und wiederholten diese Touren im Kleinen; doch so, daß eine Partie zu Sechsen nur immer allein tanzte. Zwischen diesen stampfte die ganze Versammlung von Neuem gemeinschaftlich mit den Füßen auf und klatschte. Zuletzt reichte man sich die Hände, wie es scheint en chaine, und schloß mit einem lauten Jubelgeschrei. Der Tanz gefiel allgemein, da er jedem Einzelnen Gelegenheit gab, in gleichem Maße Grazie wie Kraft zu entwickeln.

Der zweite Tanz war in der Regel der „Totentanz“. Alle Anwesenden, die Lust hatten, theilzunehmen, ordneten sich paarweise nebeneinander im Kreise; die Musik ertönte, und mit Jubel und Jauchzen Aller fing der Tanz an. Nach kurzer Zeit verstummt plötzlich die Musik, und ein Herr, der sich still in der Mitte des Saales gehalten hatte, fiel nieder und stellte sich lödt. In der Regel wurde der Betreffende durch das Loos bestimmt. Von allen Lippen erscholl dumpfer Todtengesang. Mit abwechselnden, hüpfenden, zum Theil possirlichen Sprüngen näherte sich eine Dame nach der andern dem Todten und küßte ihn, ohne daß er sich regen durfte. Hatten alle Tänzerinnen das Kuß-Ceremoniell vollzogen, so ertönte die Musik von Neuem in frohen Tönen, und der Todte stand auf. Man umtanzte ihn im Kreise mit großer Ronde, und damit war der Tanz beendet. In der Regel riefen die Tänzer dann laut: „Nun auch eine Todte!“, und den Damen half kein Widerstreben. Auch bei ihnen entschied das Loos, und nun thaten die Herren wie vorher die Damen; im Uebrigen blieb Alles dasselbe.

Der nun folgende Tanz, der „polnische“, galt als der ruhigste und geledeste und hat verimuthlich mit der heutigen Polonaise Aehnlichkeit gehabt. Er erforderte, wie eine alte Chronik sagt, „große Bewegung und liebliche Reize mit Rücken und Knippen und Kuappern“. Ihn tanzten Alle mit, selbst die älteren Personen. Die zierlichen, anmuthsvollen Bewegungen dieses Tanzes ließen die Schönheit der Form: wie die Pracht der Kleidung vortrefflich bemerken. Nicht so war es mit dem sich daran anschließenden „Capriolentanz“. Da er viel Uebung forderte, konnte er nur von wenigen getanzet werden. Man sprang in hohen und niederen, halben und ganzen Capriolen, „zwerch und überzwerch“, und es gab dabei Anlaß zu mancherlei herausfordernden Geberden. Die Musik scheint Anglissetakt gewesen zu sein.

Ernsthafte Personen verließen bei diesem Tanze, der vielen Anderen großes Vergnügen machte, wohl das Zimmer. Nun folgte der sich sehr lange ausdehnende „Drehtanz“, den viele Paare auf einmal tanzen konnten und der aller Wahrscheinlichkeit nach unserem jetzigen Walzer oder dem „Zweitritt“ sehr ähnlich war. Mit seinem Ende schritten die Paare fast regelmäßig zur Abendtafel, wobei jeder Herr seine Dame führte. Nach aufgehobenem Mahle ging man wieder zum Tanze über. Die älteren Personen begaben sich auch damals schon zumeist in Nebenzimmer, um zu „dobeln“, d. h. Würfel zu spielen, heute „skaten“ sie. Die Uebri gen begannen da, wo sie aufgehört hatten, mit einem „Drehtanz“. Er leitete den zweiten Theil ein. Ihm folgte der „Bortanz“. Ein Paar machte zuerst die

Schritte vor, ihm folgten dann die übrigen, doch so, daß sie einzeln Gruppen bildeten.

Besondere Aufmerksamkeit erfreute sich ein damals neu aufgekommener Tanz: der „Zäuner“. Die Tänzer bildeten zwei Reihen oder, wie man es nannte, Zäune, während in der Mitte einige Paare herumiriprangen, um welche sich die anderen tanzend herumbewegten. Der Tanz hatte viel Aehnlichkeit mit der Cossajase. Von dem sich anschließenden „Taubentanz“ können wir nicht viel Genauer beschreiben; aber es scheint, daß jene Eigenthümlichkeit in dem hüpfenden Zusammenklopfen der Füße nach Art des Masureks bestanden habe. Der Bechluß wurde mit dem „Schmoller“ gemacht. Die tanzenden Paare kehrten dabei einander in scheinbarem Unwillen den Rücken zu und suchten sich zuletzt zu versöhnen. Zumeist stahl dabei der Herr seiner Dame einen Veröhnungskuß.

Wie wäre es, wenn die eine oder andere Dame der Gesellschaft mit der vorgeschlagenen Reform einen schlichteren Versuch machte und dabei diese wirklich echten „alt-deutschen Tänze“ die Tanzarte setzte? Wer magt, gewinnt!

(Nachdruck verboten.)

Die Platzfurcht. *)

Von Dr. Fr. Ranxow.

Unter dem Namen: Agoraphobie beschrieb der seither verstorbene berühmte Nervenarzt Westphal im Jahre 1871 eine nervöse Krankheit, die sich bisher der ausdrücklichen Kennzeichnung durch die Aerzte entzogen hatte, die aber seitdem als eine sehr häufige Begleiterscheinung allgemeiner nervöser Erkrankungen oft beobachtet wird. Sie ist als Platzangst, Platzfurcht, unzutreffender auch als Platzschwindel, heute auch in Laienkreisen sehr bekannt.

In den ausgesprochensten Fällen tritt bei den Kranken ein schwerer, nervöser Zustand in dem Augenblicke ein, wo sie einen freien Platz überschreiten wollen. Sie werden plötzlich mitten im besten Wohlbefinden von einer unerklärlichen Angst befallen, und zwar von einer tödtlichen Angst, als ständen sie vor einer, das Leben unmittelbar bedrohenden, entsetzlichen Gefahr.

Die Kranken bebten am ganzen Leibe, die Brust ist ihnen zugeschnürt, das Herz klopf zum Zerpringen, Hitze und Frost wechseln im Augenblicke, der Angstschweiß dringt aus allen Poren, der Fuß klebt am Boden, ein böser Alp lähmt alle Glieder, vor den Augen tanzen farbige Flecken und in den Ohren hämmern die Glocken des jüngsten Gerichts. Jeder Versuch, den der von der klaren Einsicht der Grundlosigkeit dieser entsetzlichen Angst unterstützte Wille macht, den geheimnißvollen Empfindungen Trotz zu bieten, verschlimmert die Erscheinungen — und der Kranke ist gezwungen, umzukehren oder den Platz zu umgehen.

Aehnliche Angstzustände treten zuweilen, jedoch seltener, auch auf, wenn der betreffende Kranke lange, menschenleere Straßen, zu durchschreiten hat, wenn er eine Kirche, ein Verammlungsgedäude betritt, zuweilen auch beim Passiren einer Brücke. Analoge Erscheinungen befallen wieder andere Kranke, wenn sie ohne Begleitung im offenen Wagen fahren u. s. w.

Seltam ist, daß alle diese schweren Symptome ausbleiben pflegen, wenn sich der Kranke in Gesellschaft, sei es auch nur eines Kindes, befindet, manchmal auch, wenn er einen Gegenstand in der Hand trägt, wenn er den Platz im Lauffschritt nimmt, oder sich mit einem Glase Wein Muth trinkt.

Wenn man die häufig den gebildeten Ständen angehörigen, oft sehr intelligenten Kranken fragt, was denn dieser fürchterlichen Angst zu Grunde liegt, so müssen sie meistens zugeben, daß keine bestimmte Vorstellung den Komplex der Symptome auslöst. Die Angst überfällt sie plötzlich, mitten in der harmlosesten Gemüthsstimmung, und verschwindet in dem Augenblicke, wo sie die Absicht aufgeben, den Platz zu überschreiten.

Es bezaunert ihnen sogar zuweilen, daß sie, tief in Gedanken versunken, ohne auf den Weg zu achten, einen solchen Platz überschritten haben, und sie erzählen, daß dabei keine Anbeutung des

*) Wir entnehmen diesen Artikel der bekannten vorzüglich geleiteten Familienzeitchrift „Zur Guten Stunde“ (Berlin W. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Preis des 14-Tagesheftes M. 0.40). Die Zeitschrift zeichnet sich dadurch vor allen deutschen illustrierten Familienblättern aus, daß sie neben spannenden Romanen und Novellen erörter Autoren stets gründliche, klare Artikel über Alles bringt, was das Interesse der Zeit hervorrangend in Anspruch nimmt. Wir empfehlen das Blatt unsern Lesern als Wärmste.

Lebens aufgetreten ist. — Weniger scharfe und ehrliche Selbstbeobachter konstruieren sich nach der bekannten Erfahrung, daß der Mensch sich Gründe für seine Handlungsweise zurechtmacht, wenn er keine anzugeben weiß, nachträglich eine Vorstellung zusammen, die nach ihrer Ueberzeugung der Angst zu Grunde gelegen habe, z. B. sie hätten gefürchtet, von einem Schlagfluß getroffen zu werden und dergleichen.

Eine verwandte Erscheinung ist die Klautrophobie, die Angst vor dem verschlossenen Zimmer. Man hat beobachtet, daß solche Kranke, wenn sie plötzlich bemerkten, daß sie in einem verschlossenen Zimmer allein waren, in ihrer Todesangst zum Fenster hinaussprangen, weil ihnen ihr Gemüthszustand nicht einmal mehr die Ueberzeugung gestattete, daß man durch die Thür zu gehen habe.

Westphal selbst verwahrte sich noch sehr energisch dagegen, daß man diese Zustände mit den bei geistigen Erkrankungen aller Art vorkommenden „Zwangsvorstellungen“ zusammenwerfe. Heute jedoch scheint unter den Neuropathologen im Allgemeinen Uebereinstimmung darüber zu herrschen, daß man die Agoraphobie und Klautrophobie mit einer ganzen Anzahl anderer Phobien, so weit sie bei Individuen erscheinen, die nicht Symptome schwerer Nervenkrankheiten aufzeigen, als Theilerscheinungen einer der verbreitetsten Nervenaffektionen aufzufassen hat, nämlich der Neurasthenie.

Lange vor Beard, der den ausgezeichneten Namen erford, war die eigenthümliche Krankheit von namhaften Klinikern gesehen und geschildert worden. Jedenfalls ist aber jetzt diese Neurasthenie neben der Hysterie die eigentliche Signaturgebende, die Modestkrankheit unseres Jahrhunderts-Endes.

Die Krankheit ist charakterisirt zunächst durch eine auffallende Ermüdbarkeit der willkürlichen und unwillkürlichen Muskeln, starke Schweiß- und Herzklappen selbst bei leichter körperlicher Bewegung, durch Empfindungsstörungen in allen Theilen des Körpers; und in geistiger Beziehung durch eine außerordentlich leichte Erregbarkeit und einen Mangel an seelischem Gleichgewicht, der die Stimmung in kürzester Zeit, unter verhältnißmäßig unbedeutenden Erregungen des Gemüthes, vom „Himmel hoch jauchzend“ zum „Tode betrübt“ schwanken läßt.

Auf kleine Anlässe hin lassen sich solche Menschen bis zu Thränen begeistern und rühren, geraten in die freudigste Ekstase, in das geistigste Seligkeits- und Kraftgefühl: aber ebenso leicht geben sie sich auch Ausbrüchen von Zorn, Schmerz, Kummer hin; versinken in Trübsal, spinnen sich in Gedanken ein, „fangen Grillen“, und sind Beängstigungen ausgesetzt bei Gelegenheiten, welche dem normalen Menschen keine Vermehrung der Pulszahl eintragen.

Zu diesen Beängstigungen gehört in hochgradig gesteigerten Fällen auch die Wankangst, die wohl immer mit anderen Symptomen der Neurasthenie einhergeht, namentlich mit der berüchtigten Spinal-Irritation, einem höchst unangenehmen und belästigenden schmerzhaften Ermüdgungsgefühl im Verlauf der Wirbelsäule.

Wohin man solche Kranke, überhaupt die Neurastheniker rechnen soll, ist eine schwierige Frage. Eine eigentliche Geisteskrankheit liegt gewiß nicht vor. Nicht nur, daß sich bei den oft außergewöhnlich begabten Kranken keine Spur einer Störung der höheren geistigen Kräfte zeigt, so scheint im Gegentheil das mit der Neurasthenie verbundene Uebelbefinden der Tribut zu sein, den fast alle großen Denker und Künstler der Menschlichkeit zu zahlen haben. Ob die Organisation des Säugethierleibes die sozusagen parasitische Herrschaft eines bis ins Feinste veredelten, unermüdet arbeitenden Gehirnes nicht verträgt; ob die soziale Belastung neben der geistigen die Schuld trägt, ob hier vielleicht, wie einige kühne Naturphilosophen meinen, die Natur in der naiven Grausamkeit der Schöpferin diejenigen Wesen auszuscheiden bemüht ist, die für den immer schwerer werdenden Kampf ums Dasein nicht die geeignete Organisation aufweisen, um eine Klasse von Uebermenschlichen zu gebären, darüber wird unsere Generation wohl keine Klarheit mehr gewinnen.

Allerlei.

Die Hygiene des Badens in früheren Jahrhunderten. Die no⁺ in vielen Gegenden Deutschlands herrschende Sitte, daß die Braut ihren Verlobten am Hochzeitstage Hemden zum Geschenk macht, ist aus der Zeit der Kreuzzüge auf uns überkommen und wurzelt in der ursprünglichen Stimmung, daß diese Wäschestücke Badelieder waren. Bekanntlich hatten die Kreuzfahrer im Morgenlande vielfach unter dem

Auslage zu leiden. Wie die Wissenschaft feststellt, ist die Heimath dieser ansteckenden und ekelregenden Krankheit Egypten, wo der Mangel an gesundem und reinem Wasser, der Genuß der in faulenden Seen und Teichen gefangenen und schlecht gefalzenen Fische, sowie ein hart gefalzener, kalbfauler Käse die Kost des gemeinen Mannes ausmachen. Diese Krankheit steckte auch die Kreuzfahrer an und nahm, je mehr der Urtaden waren, die das Uebel beförderten, härter überhand. Bei ungewohntem Klima und schlechter Kost, mit der sie aus Hunger in wüsten Gegenden, wo schon vorher durch andere ihrer Genossen alles ausgezehrt war, ohne Unterschied vorlieb nehmen mußten, war unter so rauben Säufen auch an Klein ichkeit und erforderliche Kleidung nicht zu denken. Die Hemden, die man damals trug, waren gewöhnlich aus Wolle, denn Leinwand war zum gewöhnlichen Gebrauch viel zu kostbar und selten. So war i. B. die Gemahlin des König Karls VII. die einzige Person in ganz Frankreich, die zwei Hemden aus Leinwand besaß. Die wollenen Hemden der Kreuzritter nahmen die Anheftungsorte nicht nur leichter in sich auf, sondern sie reizten auch die Entzündung am Leibe des Ausfälligen mehr und machten das Uebel ärger. Hierzu kam noch die völlige Unbekanntheit mit den Mitteln, diese Krankheit zu heilen. Von den zurückkehrenden Wallfahrern wurde jedoch dieser Auslag in alle Länder verbreitet und ganz Europa so damit durchseucht, daß es einige Jahrhunderte gedauert hat, bevor er ausgerottet werden konnte. Da man anfangs kein besseres Mittel zur Verhütung von Anheftungen kannte, so sonderte man nach dem Beispiele der Morgenländer, wie schon Moses verordnet hatte, die Kranken von den Gesunden ab und sperrte sie in sogenannte Auslaghäuser ein. Unter Ludvig VIII. Regierung soll es in Europa über 19 000 dergleichen Häuser und im Jahre 1225 in Frankreich allein mehr als 2000 gegeben haben. Da Schmutz und Unsauberkeit keine geringe Schuld an der Seuche zu haben scheinen, so suchten in Teutshland Fürsten und Geistlichkeit das Mittel durchzuführen, welches Moses seinem Volke empfohlen hatte: fleißiges Baden. Die Geistlichen machten es zu einer Handlung der Andacht: In den Klöstern wie von den Obrigkeiten in den Städten wurden Badestuben angelegt und deren viele durch fromme Stiftungen zu Seelenbädern (balnea animarum) gemacht. Diese hatten den Zweck, daß arme Leute zu bestimmten Zeiten in den Klöstern oder in den Badestuben der Städte und in Hospitälern umsonst gebadet und hernach gescheit wurden. Um auch den damaligen Ritterstand zu größerer Heiligkeit zu bringen und ihn seiner langen, schmutzigen Jahre zu entwöhnen, wurde angeordnet, daß kein Ritter in einen Erden aufsteigen und kein Knave zum Ritter geschlagen werden sollte, der nicht des Abends vorher sich gebadet und den Bart hatte abnehmen lassen. Erstes geschah mit vielen Ceremonien, um das häufige Baden zur Ordenspflicht zu machen. Sobald man die Wichtigkeit des Badens erkannt hatte, breitete es sich von selbst rapide aus und wurde zur herrschenden Mode. Bald waren auch Brautbäder, das Baden der Hochzeitsgäste und wöchentliches Baden der Handwerksgehilfen nicht nur im Gebrauch, sondern arteten in Mißbrauch aus. Letztere forderten von ihren Meistern nicht allein wöchentliches Badegeld oder eine Vermehrung des Lohnes, sondern führten für den Sonnabend auch sogenannte Badeschriften ein und ließen früher von der Arbeit, um nach der Badestube zu kommen. Wahrscheinlich schreibt sich hiervon der allgemein übliche Brauch und die jetzt geleglich gregelt Vorchrift her, daß in den Fabriken zc. Sonnabends eine Stunde früher als an den anderen Tagen Feierabend zu machen ist. Den um diese Zeit leidenschaftlich aufgelaufenen Gebrauch, Badesachen zu verpacken, rühte sich die Heiligkeit — selbst Bischöfe — zu Kuxe zu machen; so mußten die Bürger von Augsburg ihrem Bischof, so oft er badete, zwei neue Badeschürzen und dem Kaplan 40 s schenken. Am wenigsten aber konnte die Liebe diesen Gebrauch als einen Zweig der Unsitte bezeugung undemust lassen. Wie man nach und nach überhaupt hohen Luxus mit den Badesiedern trieb, so wurden sie vorzüglich von Bräuten zu einem wesentlichen Artikel derjenigen Geschenke gemacht, die jeder Bräutigam von den Händen seiner Verlobten zu erwarten hatte. Es wurde überdies Sitte, daß die Braut nicht allein vor der Hochzeit badete, bei welcher Heiligkeit mader geschminkt und gezeichnet wurde, sondern daß auch Braut und Bräutigam auf ihre Kosten die Hochzeitsgäste zum Bade führten und die Braut die beiderseitigen Verwandten mit Badehemden beschenkte. Diese Sitte nahm so überhand, daß die kostloser Kleider-Ordnung von 1581 dem übermäßigen Aufwande Stranfen setzte. — Wie alle Ausschreitungen und Uebertreibungen der guten Sache schaden, so auch hier, wo der Mißbrauch bald gegen den rechten Gebrauch gleichgiltig machte und den gänzlichen Untergang herbeizuführen drohte, zumal selbst Aerzte sich wider die Heilsamkeit des Badens zu erklären anfangen, ja es sogar für schädlich ausdrieten. In dem letzten Jahrzehnt ist aus hygienischen Gründen dem Baden ein ganz besonderes Interesse zugewandt worden, und auch in Halle protestirt man ja den Bau einer großen Badeanstalt. Die Badesierlichkeiten der Braut wie der Hochzeitsgäste haben zwar lange aufgehört, das früher übliche Badegeld an den Bräutigam aber ist, obwohl in seiner jetzigen Art wenig kenntlich, in vielen Gegenden unseres Vaterlandes unter den Verlobten noch Sitte.